



Junge Texte Festival

27. März 2015

Texte

Lesungen der Preisträgerinnen und Preisträger

Sarah Schwedes

Blutgruppe

Nachdem wir uns geliebt hatten, lagen wir noch eine Weile nebeneinander. Er war es, der schliesslich das Schweigen brach: „Damals wurde ich mal eingeteilt, um die Häftlinge auf dem Feld zu bewachen.“ Er schwieg und strich gedankenverloren über meinen Arm. „Da war einer“, fuhr er dann fort, „der abseits der anderen arbeitete. Er war jung, etwa so alt wie ich. Ich hatte ihn schon einige Male gesehen. Er arbeitete jeden Tag auf dem Feld. Ich war schon mehrmals dort draussen gewesen, um sie zu bewachen. Er sah öfters zu mir rüber. Vielleicht aus Angst, vielleicht aus Neugier. Keine Ahnung. Er sah aber nicht nur zu mir. Auch zu den anderen Wachen. Er musste Unkraut ausrupfen, was dann eh wieder nachwächst.“ Er lachte zynisch. „An diesem Tag, als keine anderen Wachen in der Nähe waren, stand er auf, sah mich an und ging ganz langsam rückwärts zum Wald, der das Feld an einer Seite begrenzte. Ich rührte mich nicht. Ich hätte in dem Moment Alarm schlagen können, aber ich tat es nicht. Ich folgte ihm. Er wartete dort auf mich. Er stand da, unbewaffnet, die Hosen zerrissen und das Hemd verdreckt. Ich mit meiner Maschinenpistole bewaffnet. So standen wir da und sahen uns an. Ich sagte nichts. Dann ging er auf mich zu. Erst zögerlich und dann mit kleinen schnellen Schritten. Dicht vor meinem Gesicht blieb er stehen. Er hielt noch einen Moment inne. Ich konnte seinen warmen Atem spüren. Dann beugte er sich zu mir vor und küsste mich auf die Wange. Nur ganz kurz. Ein Schauer lief mir über den Rücken. Und er lächelte. Ein kurzes, zaghaftes Lächeln. Dann lief er zurück Richtung Lager.“

Hier stoppte er. Ich wagte nicht, mich zu bewegen, oder einen Laut von mir zu geben. Durch das halb geöffnete Fenster drangen Geräusche und Gestank vom Fischmarkt zu uns herein. Dann hörte ich mich selbst fragen: „Und dann?“ „Dann habe ich ihm ins Genick geschossen.“ „Warum?“ Er drehte mir sein Gesicht zu. „Warum denn nicht?“ Ich wurde wütend. Die ganze Empörung über die Lager, die Flucht und seine Masquerade kroch in mir hoch und bahnte sich ihren Weg durch meine Kehle in meinen Mund, wo meine Zunge die Worte: „Das ist unmenschlich!“ formte. Jetzt war auch er wütend. Wie von der Tarantel gestochen sprang er auf, streckte mir seinen linken Arm entgegen und deutete auf die beiden Tätowierungen, die eine am Unterarm, die andere auf der Innenseite seines Oberarms. „Und was ist das?“, brüllte er. „Ist das etwa nicht unmenschlich? Ist es nicht unmenschlich, Menschen ihre Blutgruppe einzuritzen, so-

dass sie später für jeden zur leichten Beute werden? Ist es nicht unmenschlich, sich selbst eine falsche Nummer tätowieren zu müssen, damit man nicht mehr verfolgt werden kann?“ Er atmete schwer, liess sich auf die Matratze zurückfallen. „Es ist unmenschlich“, so fuhr er fort, „andere Menschen zu vergasen. Es ist unmenschlich, sie ihrer Persönlichkeit zu berauben, und es ist unmenschlich, ihnen ihre Identität zu nehmen.“ Hier machte er eine Pause. Wir hatten oft darüber gesprochen. So oft, dass wir dieses Thema mittlerweile leid waren. Er steckte sich eine Zigarette an. Diesmal nahm ich keinen Zug, diesmal lag ich still neben ihm und betrachtete sein Profil. Er blies den blauen Rauch gegen die Zimmerdecke. Angespannt, mit einem leichten Zittern. „Menschen wissend in ihr Verderben zu schicken, das ist unmenschlich!“, sagte er schliesslich mit Nachdruck. Ich lachte bitter: „Und darum hast du ihn erschossen.“ „Was hätte ich denn deiner Meinung nach anderes tun sollen?“ Er blies mir eine Rauchwolke ins Gesicht. Ich befand nicht den Rauch als störend, aber diese Geste regte mich auf. Ich schrie: „Was weiss ich denn! Irgendwas eben! Du hättest ihn laufen lassen können!“ „Laufen lassen!“ Er lachte böse. „Dann wären wir beide draufgegangen!“ Er stützte sich auf den Ellbogen und betrachtete mich amüsiert. Ich verspürte die Lust, ihm ins Gesicht zu schlagen. Ihn anzuspucken. Sein Grinsen störte mich. Alles an ihm störte mich, einschliesslich seiner Zigarette. Ich stand auf und humpelte zum Stuhl, auf dem meine Kleider lagen. Das Bett quietschte, als er sich auf den Rücken fallen liess. Ich wusste, dass er jetzt wieder die Decke anstarrte, den Rauch inhalierte und sich in Erinnerungen verlor. Zitternd vor Kälte zog ich mich hastig an. Ich stand schon an der Tür, als er nochmals begann: „Die anderen Wachen hatten den Schuss natürlich gehört. Jeder hatte ihn gehört, und als ich noch dastand und überlegte, was ich mit der Leiche anstellen sollte, kamen sie schon mit angelegten Gewehren. Aber sie fanden nur mich und den Toten.“ Ich drehte mich noch einmal um. „Was hast du dann gemacht?“ „Erzählt, der da habe fliehen wollen, ich hätte seine Flucht verhindert.“ „Fein rausgeredet“, erwiderte ich spöttisch. „Ich habe ihm die Gaskammer erspart.“ „Oh, ein Wohltäter.“ Er hatte meine Ironie gehört. Jetzt sah er mich wieder an, lächelte in sich hinein und drückte mit einem Kopfschütteln den Zigarettenstummel aus.

Isabel Schenk

Doch sie machen es täglich...

„Schluss mit den Lügen“, sagte er. Und dann war er tot. Ich musste mich übergeben, kann seit meiner Verschleppung kein Blut mehr sehen.

Sie hatten mich tagelang in der Wüste liegen lassen, die Arbeit erübrigte sich für sie... Jeden Tag, ich hatte so unendlich viel Zeit mich zu fragen, wieso das Zyankali nicht gewirkt hatte, vielleicht weil ich danach Kotze im Mund hatte, vielleicht ein Brechmittel, oder war's einfach Pech? „Nochmals Glück gehabt.“ Immer ihre Sprüche in den Ohren.

Vielleicht hätten sie mich nicht verhaftet, wenn ich nicht, wenn doch, aber vielleicht hätte ich einfach weniger, oder gerade mehr, wieso etwas tun wenn, war ich zu naiv gewesen, hätten sie das Versteck gefunden, oder nein, eine Flucht schon bevor es zu spät war, hätte ich überlebt, wäre es schlimm, wenn nicht... Und immer genug Zeit, immer mehr Zeit, die nicht vergeht und wieso es passiert ist und die Fesseln, die schmerzen.

„Wahrscheinlich noch nie was von Genf gehört, nur das wisst ihr; politischer Flüchtling, dann muss man euch nämlich aufnehmen, dabei haben wir von euch schon genug.“ Kopf nach unten! Sie pressen mir das Gesicht in den Sand, die Nase wird eingedrückt, es knackst, es blutet, danach war die Nase, wie sie jetzt ist. „Wenn ihr nicht ertrinkt, müssen wir für euch auch noch Sozialgeld zahlen. Du bist doch auch so ein Islami..., oder Muslim, stimmt das? Wie steht du eigentlich zu Syrien und Iran, oder Irak?“

Christen, Muslime, miteinander, gegeneinander, gegen die Juden, selbst Juden, was durfte ich sagen, was war erlaubt, wann töten sie mich, wann töten sie mich nicht sofort. Jetzt Beruf, Alter, Familie angeben, damit sie alles wissen, alles gegen mich verwenden können. Er schaut wie sie, bereit, jeden Moment loszuschlagen, mir Arme und Beine zu brechen oder mich an einen Baum zu hängen, und dann in den Rücken zu peitschen, Jesus Christus, wie sie es täglich machen...

„Schluss mit den Lügen.“ Ich habe das nicht gewollt, im Nachhinein nicht. Doch sie machen es täglich.

Léon Peter

Asphaltgebäck

Er streckte seine beiden Mittelfinger zur Sonne und schrie seine Wut aus sich heraus. „*Fick dich du elendes Scheisskaff, na los tu es nun endlich!*“ Seine Wortgeschwader an Flüchen schienen unaufhaltsam, und doch stockte er – er lächelte verschmitzt.

Er war gerne hier, hier, wo Stille herrschte. Hier, wo ihm einzig das schwarze Geflatter beizuwohnen wusste. Niemand störte hier. Niemand wusste von hier. Es herrschte eintönige Stille. Oftmals stand er einfach nur da. Lange, sehr lange. Regungslos, ja beinahe unbeweglich würde ein jeder behaupten, der ihn so sehen würde. Wie ein gebrochener Kamin, wippend im einsamen Winde, im Schlafe versunken, träumend. Doch dem war nie so, dem war nie wirklich. Er sah alles, spürte alles, nur hier, nur so. Er war wach, so wie nie sonst. Er wusste, so wie nie sonst. Er war belangvoll, so wie nie sonst. Er nahm das kleine Lüftchen wahr, welches von der Kälte getrieben leise um seine Beine zog. Seine Füße waren taub, zu taub. Er fühlte die Nässe, die sich in seinem linken Schuh von seiner Zehe bis zu seinem Fersen einen endlos langen, zaghaften Weg bahnte. Er witterte den Regen, der wohl bald kommen würde, und verspürte die Feuchtigkeit jenes grauen, so verhassten morgendlichen Vorboten eines nicht minder blauen Tages. Der stechende Duft der Rübe hing ihm in der Nase, wie jedes Jahr um diese Zeit. Er ahnte das von weit her dröhnende Scheppern der Kirchenglocken voraus. Halb neun, er hatte noch genügend Zeit, Zeit um zu geniessen, Zeit für sich. Er schien angespannt, gar aufgeregt. Etwas in seiner Gegenwart passte ihm nicht in die Szene. Es störte ihn. Sein liebster Geruch, der des frisch gebackenen Brotes am Morgen, blieb aus. Die Bäckerei war geschlossen. „*Betriebsferien*“, stand in grossen schwarzen Buchstaben auf einem Schild an der alten Tür. Er hatte es nicht gesehen. Plötzlich zog er seinen linken Fuss aus der Lache und drehte sich um. Er hörte, wie das schon lange vor seinen Tagen mal gesandstrahlte, jetzt von totklammem Moos überwachsene Kies unter seinen eisernen Tritten knirschte. Ein schönes Geräusch, fand er. Er setzte sich auf den gewohnten, immer gleich warmen Koloss aus rauem Stahl. Er rostete bereits an einigen Furchen, doch dies schien ihm noch nie etwas auszumachen. Er zog seinen Rucksack aus und stellte ihn feinsäuberlich in einer exakten Position neben sich auf. Dorthin, wo er einen Augenblick zuvor auch seinen Schuhen einen ausgewählten Platz zugewiesen hatte. So tat er das immer, immer hier. Er lehnte sich zurück und dachte nach, über alles und

über nichts. Er durchforstete sein Leben, seine Welt. Suchte nach Antworten und schwieg. Er wollte das so. Genau so und nur hier. Ein ewiges Sinnspiel, das er niemals gewinnen könnte, nicht er, nein, nicht er. Er streckte seinen Kopf zur Sonne. Das Licht wärmte ihn, schien ihm ins Gesicht. Es blendete ihn nicht. Er konnte nichts sehen. Er war blind, wie schon lange, zu lange. Seine jungen Hände führen sorgfältig über seine vernarbten Augenhöhlen. Die Binde brauchte es hier an diesem Ort nicht, nicht mehr. Seine Erinnerungen an die unbändigen Schmerzen hat er nie vergessen, wird er nie vergessen. Er war wütend. Er tobte innerlich ständig, ja immerwährend. Von welcher Ungerechtigkeit Mutter Natur verleitet wurde, ihm, einem ihrer noch so gehegten Zöglinge, das Augenlicht zu nehmen. Er konnte es nicht begreifen. Seine Hände begannen zu zittern. Seine Hände begannen zu zittern vor Zorn. Jedes Mal wenn er an das weise gleissende Licht über ihm dachte, jenes Licht, welches er zuletzt sah, jenes Licht, welches ihm in Form einer verschwommenen, kindlichen Wahrnehmung als Einziges blieb. Danach war alles grau, ein alles und ein jeder, ein damaliges und ein jetziges, für immer, tagein tagaus. Sein Dasein war seit jeher so unnötig sinnlos wie nützlich. Seine Errungenschaften so bedeutungslos wie nennenswert. Er war nicht mehr, als ein vor sich hin vegetierendes Lebenszeichen, welches von allem und jedem verstossen wurde. Ein kleines Rad im System, welches sich in der grauen Gesellschaft gar die Luft erkämpfen musste. Diese Luft, welche er so dringend brauchte. Diese Luft, welche ihm hier als einziges blieb.

Doch damit war nun Schluss. Nie mehr würde er zu kämpfen haben, nie mehr müsste er diesen kühlen Hafen heimsuchen. Er schoss empor und rannte, rannte bis kurz vor das Ende. Er atmete ruhig und kontrolliert, geplant. Er sprang. Er sprang vom Dach. Er sprang vom Dach der Wohnblockbauten am Stadtrand. Er sprang rückwärts, wie in Zeitlupe, langsam und zufrieden. Er ertrank in den Winden. Sein Körper landete mit einem knackenden Klatschgeräusch auf dem Asphalt. Das scharfe Kopfsteinpflaster nahm ihn liebevoll in Empfang. Sein Schädel zerbarst daran wie Glas in abertausende von Splittern. Die Fläche färbte sich rot, nuancenreich, gleich einem letzten zaghaften Versuch, sich in einem endlich farblichen Fanatismus zu verwirklichen. Er hatte es geschafft. Er war frei.

Der Rucksack stand noch immer da. Genau so wie seine beiden Schuhe. Unberührt und einsam. Als wäre alles wie immer, wie immer hier, wie immer bei ihm. Die Raben flatterten auf. Es begann zu regnen. Der Nebel kam. Der Tag halbierte sich. Niemand wusste es.

Anna von Siebenthal

Umschlungen

Nebelschwaden gleiten schwammig über die glatte Wasseroberfläche. Dunstige Weisse umgibt die ruhige Stille. So ist das, wenn die Feuchtigkeit nicht in blinden unaufhörlichen Fäden Spinnennetze zwischen Universum und Erdoberfläche spannt, sondern sich in Dichte ablagert. Herbst. Verschluckt die Stimmen kommunizierender Vögel, das Gurgeln schnellender Ströme im nahen Fluss, das erleichterte Knistern und Kichern sich krümmender braun-oranger Fallblätter unter meinen Schuhsohlen... Den tief beruhigenden Klang meines Atems, dem Rhythmus meines Innern, kann ich im Schummrigen verschwinden hören. Er passt sich an, sobald er die feuchtwarmen Höhlen meines Mundes verlässt; kringelt sich in weiss-grauem Rauch. Ich, ich fokussiere mich auf mich, mich, mich. Schliessend klappen meine oberen Augenlider auf die unteren. Öffnend entfernen sich meine oberen Lippen von meinen unteren. Ziehend gelangen Weisse, Kälte, Sauerstoff, Kohlendioxid, Luft, Stickstoff, Ruhiges, Edelgas, Kringel in mich. Finden den Weg durch meinen Körper. Tief hinein. In alle Poren. In mich. Ich spüre sie in mir kribbeln, sich austauschen. In mir. In überall. Tief. Kommend, gehend, gleitend, sich austauschend. Lebend. Ich, ich fokussiere mich auf mich. Auf mein Inneres, meinen Körper, mein.

Ein langsames Ziehen lässt mich zurückfinden. Einen Sog, so leicht wie ein windiger Hauch. Von der rhythmischen, pochenden Stille in die realistische Stille eines Märchens. Fühlen tue ich. Unter mir der runzlig-runde Baum umhüllt von weichem feinfaserigem Moos, umhüllt und trunken einsilbig, kreisender, durchscheinender Wassertropfen. Saft des Lebens. In dieser Weisse, ich fühle das Zeit-Vakuum. Diese Leere eines zeitlich undefinierten Raumes. Mein Inneres spaltet sich in zwei umschlungene Zimmer. Das Zimmer des Unwohlbefindens. Das Zimmer des Wunsches nach einem Leben ohne das menschlich gesetzte Raster names Zeit. Sie winden sich, ob sie sich verstehen? Tumult in meinem Innern. Ich bin Mensch. Und da schießt es, wild räkelt es sich durch mich hindurch, durch meine Adern galoppiert es wie ein durchgebranntes Pferd. Adrenalin. Die Muskeln in meinem Rücken lassen ihn abrupt aufrichten. Pfeilschnell rast die Energie prickelnd in meine Beine. Ich springe auf. Weg. Mein Körper schnellt in die Höhe. Weg. Meine Füße hämmern. Weg. Mein Atem steigert sich. Weg. Meine Beine schnellen vor und zurück. Weg. Die Töne, die Laute, die Geräusche finden den Weg zu meinen Gehörgängen, verlieren sich in ihren Schläuchen. Auf und ab hüpfende Bilder flitzen an meinen Augen vorüber. Weiden,

Herunterhängendes, stehendes Wasser, Gräser, morsches Holz, dunkle Erde, raue Rinden, gefallene Blätter, knackende Äste, wiegende Schilfrohre, die mir in den Weg treten, die mich zwingen grössere Schritte, höhere Sätze und biegender Kurven zu nehmen. Die mich dazu bringen, meine Arme vollständig als Schutzschild zu gebrauchen. Die meine ganze Aufmerksamkeit fordern. Rennen. Laufen. Hasten. Weg.

Und dann ist die Sonne da. Und dann ist der Nebel weg. Und dann ist die Schilfrohrlandschaft hinter mir gelassen. Und dann spür ich nur noch feines Gras, anstatt kichernde Blätter unter mir. Und die Dichte ist der Klarheit gewichen. Und ich kann wieder atmen. Ruhig atmen. Ich lasse mein Gesicht voll von Strahlen kitzeln. Einmal lang, durchatmen. Oben wartet mein Fahrrad. Streifend gehe ich durch die winzigen grünen Halme. In direkter Richtung, gerade hinauf. Quer über die Wiese. Meine Fingerkuppen streichen über die eingravierten Zahlen. 147 sagt mein Hirn. 1 4 7 drehen meine Gelenke an kleinen Rädern. Klick. Offen. Ab kann's gehen.

Meret Limacher

Der Gedanke

Sie atmet tief ein und lässt die Luft langsam wieder entweichen. Nervös streicht sie ihre schwitzenden Hände an ihrer Seite ab. Sie nimmt ihren ganzen Mut zusammen. Sie entriegelt die Türe und verlässt auf Zehenspitzen das Zimmer. Sie weiss, wenn sie jetzt jemandem begegnen würde, wäre sie sich in ihrem Entschluss nicht mehr so sicher und würde sich vielleicht von ihrer Entscheidung abbringen lassen. Sie verlässt lautlos das Haus und damit auch ihr altes Leben. Sie beginnt zu rennen. Sie kann nicht schnell genug vorwärts kommen. Dieser eine Gedanke hat alles verändert. Ein harmloser Gedanke, der in ihrem Kopf Gestalt angenommen hat. Dieser Gedanke hat alles umgeworfen, sie davon überzeugt, dass sie nicht mehr so weiter machen muss wie bisher. Dieser Gedanke, den sie selbst gedacht hat. Zuerst war er ihr lächerlich erschienen. Es ist ihr kein Leichtes, ihn vollständig erfassen zu können. Aber als er erst einmal erschienen war, verflüchtigte er sich nicht wieder. Der Gedanke an Freiheit, der sie nun vollständig erfüllt.

Sie blickt ein letztes Mal in den Spiegel. Sie streicht sich eine verirrte Strähne aus dem Gesicht und kehrt dann ihrem Spiegelbild den Rücken. Sie nimmt ihre Tasche und geht aus dem Haus. Vor der Türe wartet er bereits auf sie. Lächelnd küsst er sie auf den Mund und nimmt sie bei der Hand. Sie ringt sich ein steifes Lächeln ab. Kurz darauf erreichen sie das Haus eines Bekannten. Sie begrüsst ihre Freunde, lächelt und redet fröhlich mit ihnen, aber innerlich könnte sie schreien. Früher an diesem Tag hat sie wieder einmal einen Streit mit ihrem Freund gehabt. Denn ständig beklagt er sich, sie habe nie Zeit für ihn, und es gefalle ihm nicht, wenn sie ohne ihn ausgehe. Sie ist nun schon einige Jahre mit ihm zusammen und fühlt sich verpflichtet zu bleiben, denn sie ist keine Person, die schnell aufgibt, und trotz aller Schwierigkeiten liebt sie ihn. Sie geht vor die Türe und steckt sich eine Zigarette an. Sie genießt die dunkle, stille Nacht und kann ihre Maske fallen lassen. Sie atmet die frische Luft ein und entspannt sich ein wenig. Ein Geräusch in ihrem Rücken lässt sie aufschrecken. Er küsst sie auf die Wange, sie kann das Bier in seinem Atem riechen. Sie dreht sich weg. Verständnislos starrt er sie an und fragt, was denn los sei. „Nichts“, antwortet sie und blickt zu Boden. Ohne aufzusehen spürt sie, dass er wütend wird. Sie hebt den Blick und schaut ihm in die Augen. Sie sieht Zorn in ihnen, keine Besorgnis. Mit fester Stimme antwortet sie ihm, sie fühle sich eingeschränkt. Sie kritisiert ihn selten, aber

sein Zorn bringt auch sie in Rage. „Du? Du fühlst dich eingeschränkt?“, schreit er. Traurig blickt sie ihn an: „Du weisst nicht, was ich wirklich brauche, und du fragst mich auch nie danach!“ Sein Gesicht ist mittlerweile wutverzerrt. Das erschüttert sie. Mit Angst und Trauer hat sie gerechnet, aber diese Aggression hat sie nicht erwartet. Sie dreht sich um und geht ins Haus zurück. Schnell läuft sie an ihren Freunden vorbei, damit sie nicht sehen können, wie aufgewühlt sie ist. Sie schliesst sich im Badezimmer ein. Sie fühlt sich betäubt. Angestrengt denkt sie nach. Sie ist sich nicht im Klaren darüber, was sie als nächstes tun wird. Sie sinkt erschöpft gegen die verschlossene Tür. Ihr Atem geht schnell und stossweise. Sie schliesst die Augen und wird von ihren Erinnerungen überwältigt. Sie sieht alles kristallklar. Sein vor Hass verzerrtes Gesicht erscheint deutlich vor ihrem inneren Auge. Jedes Detail wird schmerzhaft genau rekapituliert. Seine Worte hallen noch immer in ihren Ohren nach. Sie reisst ihre Augen wieder auf. Die Bilder verblassen. Der Widerstand gegen die Unterdrückung, der Versuch, sich anzupassen und die Befürchtung, niemals gut genug zu sein, aber bleiben. Sie fängt an, ruhelos im Zimmer hin und her zu gehen. Sie erinnert sich nicht gern zurück. Nicht an die Ablehnung, auf die sie gestossen ist und genau so wenig an die Zwänge, mit denen er sie konfrontiert hat. Ihre Meinung hat nie gezählt. Angst überfällt sie, Angst davor, ihn zu verlieren. Sie will sich dem Druck aber nicht beugen. Sie lässt sich nicht weiterhin so behandeln. Sie will Veränderung. Ein Gedanke nimmt in ihrem Kopf Gestalt an.

Ein Gedanke, der heranwächst. Umgeben von Aufregung und Ungeduld. Getränkt von Sehnsucht. Kein Zögern mehr, nur beständiges Fortschreiten. Der Gedanke wird grösser und weiter, er breitet sich aus. Nach und nach erfüllt dieser Gedanke alles und lässt die Angst verblassen.

Nur ein Gedanke, der noch zählt.

Flora Hausammann

Der Wortflechter

Es schien fast so, als würde das gesamte ligurische Bergdorf mit jedem Schlag der schweren Kirchturmglöcke mitbeben. Feiner Nebel hing vor den steinernen Häusern, umwickelte die Fenster und Türen wie Wattebäusche und tunkte die engen, verschlafenen Gässchen Baiardos in gespenstisches Licht. Als nun die Glöcke zum neunten Mal schlug, hätte ein verirrter Wanderer ein seltsames Schauspiel mitverfolgen können, das ihm wohl einen gehörigen Schrecken eingejagt hätte: Punkt neun Uhr öffneten sich nämlich knarzend ausnahmslos alle Türen der verfallenen Häuser in der Via de Nebbio. Der Wanderer hätte wahrscheinlich die Hände auf seine Backen geschlagen und fortan behauptet, dass es im alten Dorfe oben am Berg spukt.

Doch dies entspricht natürlich nicht der Wahrheit.

Wenn er nur noch einen Moment länger gewartet hätte, dann hätte er gesehen, wie sich Haus um Haus, ein, zwei, drei, ja bei dem besonders verfallenen Haus mit den verwelkten Geranien im Vorbeet, sogar vier Köpfe in den Spalt zwischen Türrahmen und Tür schoben. Sobald vom kraushaarigen Jungen aus Haus Nummer eins das abgemachte Pfeifen ertönte, folgten auf die Köpfe auch die restlichen Körperteile der Kinder von Baiardo. Sachte wurden dreizehn Türen hinter sich ins Schloss gezogen, die Kinder fassten sich alle bei den Händen und trippelten leise, barfüssig auf den kalten Steinplatten, zum Ende der Sackgasse.

Vor dem hintersten Haus auf der rechten Seite der Strasse blieben sie alle stehen, wie jeden Sonntagmorgen. 24 braune und zwei blaue Augenpaare richteten sich auf das Haus am Ende der Strasse, das so gar nicht zu seinen Artgenossen passen wollte. Es stand aufrecht, weder lehnte es sich hilfesuchend an seinen Nachbarn an, noch liess es sich von dessen Efeu in Beschlag nehmen. Es leuchtete in einem Azurblau, das in wunderbarem Gegensatz zur graubraunen Kulisse der Nachbarschaft stand. Und das Wichtigste: Die Tür stand offen.

Die Tür stand offen und das tänzelnde Flackern eines Kerzenscheins hiess die Kinder wie ein livrierter Diener willkommen. Es streifte ihnen, wie sich das für einen guten Gastgeber gehört, ihre Sorgenlast von den schmalen Schultern und hängte sie an einem hölzernen Bügel neben der Tür auf, wo sie für die Dauer des Besuches vergessen wurde. Danach führte es sie in das azurblaue Haus hinein, dessen Wände

über und über mit Worten aus verschiedenen Sprachen bedeckt waren. Und in der Mitte des Hauses, auf einem ledernen Sitzsack sass er. Wortflechter, nannten sie ihn, denn seine Kunst war es, Worte zu pflücken, mühelos, wie ein kleines Mädchen auf einer Blumenwiese, und sie zu einem Kranz aus Worten und Blüten und Kommas und Stängeln zu flechten, so dass man am Schluss nicht mehr erkennen konnte, wo die Geschichte begonnen hat und wo sie zu Ende war. Tatsächlich behaupteten böse Zungen, der Wortflechter habe noch nie keine Geschichte erzählt. Sein ganzes Leben sei eine Geschichte, erträumt und zusammengesponnen und sowieso sei er doch noch nie aus Baiardo hinausgekommen, schimpfte erst gerade letzte Woche die pausbäckige Lucia über ihre Wäscheleine hinweg mit ihrer Nachbarin Sofia. Viele Erwachsene schienen einen Groll gegen den Wortflechter zu hegen, da er sich nicht am Dorfleben beteiligte und eher von ruppigem Gemüt war. Doch die Kinder liebten ihn. Sie liebten sein plumpes Gesicht mit der krummen Adlernase, die wässrigen Augen, die manchmal fast wie zwei kleine Taschenspiegelchen in der Sonne aufleuchteten und sein schwarzes Haar, von dem einzelne Strähnen sich über Nacht immer wieder einmal in einen weissen Farbtopf zu verirren schienen. Sie liebten seine knorrigen Hände, die fast schon widerwillig ächzten, wenn er zu seinen Geschichten gestikulierte. Sie liebten seine Stimme, die Füsse hatte um zu tanzen und Hände um sie in andere Welten zu führen. Aber am meisten liebten sie seine Geschichten, die voll von Liebe und Licht waren, in einer Strasse, die nur Nebel und die Farbe Grau kannte.

An diesem Morgen breiteten sich die Kinder in seinem Haus aus wie ein Schwarm von Vögeln, der am Ende des Sommers vergessen hatte, Richtung Süden zu fliegen und nun einen warmen Platz zum Überwintern brauchte. Giuseppina aus Nummer 8 nahm ihre beiden kleinen Brüder Giosuè und Giovanni auf die Knie, Pippo aus Nummer 1 hockte frech auf die Tischkante, Antonetta aus Nummer 5 kniete sich neben den Sitzsack. Der Wortflechter öffnete seinen Mund, doch anstatt einer Begrüssung purzelten schon die ersten Worte einer neuen Geschichte über seine Lippen.

Als die Kirchturmglöcke von Baiardo zehn Mal schlug, hätte ein verirrter Wanderer ein seltsames Schauspiel mitverfolgen können: 26 Kinder stoben aufs Mal aus einem azurblauen Haus am Ende einer Sackgasse und schlichen auf Zehenspitzen durch den Nebel die Strasse entlang. Doch was ihm verborgen geblieben wäre, sind 26 Köpfe, die voll von Wundern und Sagen, von Träumen und guter Zuversicht, von Worten und Taten zurück nach Hause kehrten.

Raphaela Schnider

Rote Socken

Die Uhr zeigt sechs nach zwölf. Ich sitze hier, das linke Bein über das rechte geschlagen, Arme verschränkt, das Kinn hoch in der Luft, Zähne aufeinandergedrückt, eine tiefe Falte zwischen meinen Augen. Blick starr auf die Uhr gerichtet. Ich weiss, dass ich ein total verkrampftes Bild abgeben muss, aber ich kann meine Haltung nicht verändern. Ich kann einfach nur unbeweglich hiersitzen und warten. Der Sekundenzeiger schleppt sich mühsam vorwärts, scheinbar langsamer als gewöhnlich. Nervös befeuchte ich meine Lippen, schlucke, atme tief ein und zähle die Sekunden mit. Wartend.

Die Uhr zeigt sieben nach zwölf. Einer Statue gleich sitzt sie da und starrt auf die Uhr. Ihre hochgezogenen Schultern und ihre verschlungenen Arme wirken abweisend. Und distanziert. Und unsympathisch. Es ist offensichtlich, dass sie auf etwas wartet. Oder auf jemanden. Und das scheint ihr Sorgen zu bereiten. Diese Art von Sorgen, die zusammengezogene Augenbrauen und Falten zwischen den Augen verursacht. Wie lange wird sie diese Starrheit wohl aushalten? Irgendwann wird sie sich doch wohl bewegen müssen.

Endlich erreicht der grosse Zeiger die Acht. Für einen Augenblick schliesse ich die Augen, versuche, tief durchzuatmen und mich zu beruhigen. Aber es funktioniert nicht. Ich bin bis unter die Haarwurzel angespannt und mein Körper fühlt sich an, als würde er gleich von innen heraus explodieren. Ich fange an, an meiner Lippe herumzubeissen, fülle meine Lungen nochmals bis zum Anschlag mit Luft und beschliesse, beim Öffnen meiner Augen nicht mehr den Sekundenzeiger im Visier zu haben. Er dreht seine Runden schliesslich doch nicht schneller. Und dann blicke ich direkt in seine dunklen, wachen Augen. Die mich gespannt anblicken.

Jetzt hat sie mich beim Starren erwischt! Wieso hat sie nur so plötzlich ihre Augen geöffnet? Ist es tatsächlich möglich, einen Blick zu *spüren*? Etwas verlegen schaue ich auf die Tischplatte vor mir, gebe vor, angestrengt über etwas nachzudenken und blinze möglichst unauffällig in ihre Richtung. Sie schaut immer noch zu mir. Ich grinse in mich hinein und fühle mich wie ein kleiner Schuljunge, der gerade einen Blödsinn verbrochen hat und es genau weiss.

Merkwürdiger Kerl. Aber schöne Augen hat er, zugegeben. Ich lasse meinen Blick von seinen Augen weg nach unten gleiten und bemerke seine tomatenroten Socken in den schwarzen Lackschuhen mit einem Schmunzeln. Mut oder Achtlosigkeit?

Ihre Augen sind an meinen Schuhen hängen geblieben. Ich versuche, mich zusammenzureißen, ihrem Blick nicht nach unten zu folgen und überlege krampfhaft, welche Socken ich heute Morgen aus dem Schrank gegriffen haben. Angestrengt durchforste ich mein Gedächtnis und erstarre plötzlich. Oh, Gott. Bitte nicht die roten.

Mein Schmunzeln ist zu einem breiten Grinsen geworden. Ohne genau zu wissen, wieso, amüsiere ich mich schrecklich gut über diese roten Socken. Mein ganzer Körper wird locker, ich setze mich in eine entspannte Haltung und verstecke mein Lachen hinter vorgehaltener Hand. Etwas peinlich ist mir dieser Lachanfall nun doch.

Die Uhr zeigt vierzehn nach zwölf. Nun ist es an mir, auf die Uhr zu starren. Mein Gesicht glüht, ich hüstle gezwungen und kratze mich an mehreren nicht juckenden Stellen. Der Sekundenzeiger schleppt sich mühsam vorwärts, scheinbar langsamer als gewöhnlich. Und plötzlich kann ich nicht mehr länger. Ich muss einfach wieder zu ihr hinsehen. Und was ich sehe, lässt meine Augenbrauen erstaunt nach oben fahren. Da sitzt ein anderer Mensch! Gelöst, scheinbar unbeschwert, mit einem offenen Blick und einem breiten, sympathischen Lachen auf den Lippen.

Just in dem Augenblick, in welchem er mich wieder anschaut, wird unser Blickkontakt durch eine breite, schwarzgekleidete Person unterbrochen. Es kommt mir vor, als würde mein Herz für eine Millisekunde stehen bleiben. Doch so schnell, wie mich mein zukünftiger Boss aus der Fassung gebracht hat, kann ich mich auch wieder beruhigen. Mein Rotes-Socken-Lächeln lässt sich nicht mehr aus meinem Gesicht löschen.

Für einen kurzen Augenblick habe ich wirklich befürchtet, die junge sympathische Frau würde sich durch den breitschultrigen Mann wieder in diese verkrampfte, nervöse Person verwandeln. Doch irgendein Gedanke hat ihr Lächeln noch strahlender als zuvor zurückkehren lassen. Als sich ihr Begleiter für einen kurzen Moment den vor sich liegenden Blättern zuwendet, blickt sie mich direkt an. Ihr Mund formt einen lautlosen Dank und ein strahlendes Lächeln folgt. Eines ist klar: diese knallroten Socken werde ich in Zukunft garantiert noch öfters tragen.

Elena Gruss

Der letzte Wunsch

Es war eine Nacht, in welcher Sterne starben. Es war aber auch die Nacht, in welcher ich starb. Langsam, und doch viel zu schnell, glitten die Sterne im dunklen Nachthimmel hinter den Horizont. „Wünsch dir etwas“, sagte ich leise zu mir. Doch was sollte ich mir denn wünschen? Ich war auf dem Weg nach Hause. Wir waren auf dem Weg nach Hause. Wir saßen alle im kleinen, alten Ford Fiesta meines Freundes. Ich, in meinem zerknitterten blauen Kleid mit den kleinen weissen Punkten, die mich an Sterne erinnerten, mein Freund Ben und meine Freundin mit dem Ihrigen. Sie lachten. Ich lachte. Meine langen goldblonden Locken hingen wirr von meinem Kopf herunter, meine Lippen waren schon lange nicht mehr rot, und meine viel zu hohen Schuhe lagen auf dem Boden neben meiner Tasche. Ich war ein fürchterliches Durcheinander, doch ich lachte und meine Augen strahlten. Wir kamen vom Abschlussfest unserer Schule. Es sollte mein letztes Fest sein. Hätte ich das schon dann gewusst, ich glaube, mir wäre es sogar egal gewesen. Ich war so glücklich wie noch nie. Ich hatte alles. Vielleicht aber auch nicht, doch es fühlte sich so an, und das war alles, was für mich in diesem Moment zählte.

Wir kamen an eine Kreuzung. Die Ampel blieb auf rot und wir stoppten. Ben drehte das Radio lauter. Er sang mit. Ich lauschte seiner Stimme, während meine Freundin Beth und ihr Freund Micha damit beschäftigt waren, Ego-Pics zu machen. Ich liebte Bens Stimme. Ich liebte alles an ihm. Doch am meisten liebte ich das Gefühl, das er mir gab. Das werde ich nie vergessen. Daran ändert wohl auch mein Tod nichts. Die Ampel sprang auf grün und Ben bog links ab auf die Hauptstrasse, welche uns durch den Wald führte. Ich mochte den Wald, obwohl er sogar am hellsten Tag im Jahr in tiefem Schatten lag. Ich mochte das nasse Moos unter meinen Füßen und ich liebte seinen Geruch. Ich liebte es, dass man die Nässe, die Kälte und die Frische des Waldes nur schon im Geruch des Mooses wiederfinden konnte. Die Strasse war trocken und während wir die kaum beleuchtete Strasse hinauffuhren, driftete ich mit meinen Gedanken ab. Ich sah die Lichterketten, welche unsere Schule für den heutigen Abend schmückten, in der lauen Sommernacht. Ich sah mich und meine Freundinnen an der Bar stehen. Ich sah das kleine Mädchen, das sonst immer so schüchtern war, mit einem Jungen flirten. Ich hörte sie kichern. Ich sah, wie Beth über ihre Füße stolperte und lachend im Gras landete. Ich musste unwillkürlich auflachen.

Ein Blick und Beth lachte auch. Ich werde ihre lockere Art und ihr Lachen vermissen. Ich werde sie vermissen.

Tannen zogen an uns vorbei und von Zeit zu Zeit kam uns ein einzelnes Auto entgegen. Wir liessen den dunklen Wald hinter uns. Doch ich achtete auf nichts von alledem. Ich sah mich tanzen; einmal wild und ausgelassen mit meinen Freundinnen, einmal langsam mit Ben. Ich blieb mit meinen Gedanken bei einem Tanz mit Ben hängen. Meine Hände waren in seine gefaltet. Wir standen so nahe, dass ich seinen warmen Atem in meinem Nacken spüren konnte. Es war nicht perfekt, aber es fühlte sich so an.

Mitten in meinen Gedanken überkam mich ein plötzliches Frösteln. Ich bekam kalt, und ein helles Licht störte mich. Ich sah etwas Helles auf uns zukommen. „Kann denn der Idiot nicht sein Fernlicht rausnehmen?“, hörte ich eine Stimme von der Rückbank her. Ben fluchte. Er fluchte normalerweise nie. Das Nächste, was ich mitbekam, war ein langes Hupen, einen Stoss und dann nichts mehr. Da war nur noch die totale Leere. Für einen kurzen Moment kam ich wieder zu mir. Als ich meine Augen öffnete, sah ich nichts, ausser der totalen Dunkelheit der Nacht. Kein Stern war mehr zu sehen. Ich schloss meine Augen wieder und wünschte mir, dass ich diesen Tag nie vergessen werde. Dann starb ich. Darüber kann ich euch aber nichts erzählen, denn das wäre gegen die Regeln.

Selina Giger

Die Unbekannte

Um mich herum wird es wärmer. Stickiger. Neuankömmlinge strömen herein – von links. Da ist die Eingangstür. Vorne sortiert ein wichtig aussehender Mann Dossiers auf dem Tisch. Neben dem Rednerpult. Er trägt Krawatte und Anzug. Ein eindeutiges Zeichen. Er arbeitet nicht auf der Baustelle, um die sich die Informationsveranstaltung drehen wird. Ich schaue mich um. Meine Augen jagen hin und her, nehmen alles in sich auf und bleiben dennoch nirgends lange haften. Die meisten sind dunkelhaarige Männer, informell gekleidet. Jeans und T-Shirt. In kleinen Gruppen sind auch einige Frauen zu sehen. Eine Blondhaarige zu meiner Linken hat ein unangenehm schrilles Lachen. Zudem ein aggressiv starkes Parfüm. Einige drehen sich nach ihr um, ich drehe den Kopf weg. Der graue Teppichboden unter meinen Füßen hat auch schon gesegnetere Zeiten erlebt. Zudem klebt neben meinem linken Schuh ein undefinierbarer Fleck. Ich will nicht wissen, was der für eine Lebensgeschichte hat. Ich schaue auf – zum Eingang. Eine ältere Frau mit einem rosafarbenen Hut tritt ein. Ihre Augen suchen den Raum ab. Es ist Theresa Neblin, meine Nachbarin. Sie kann stundenlang ohne Luftholen tratschen – zumindest kommt es mir jeweils so vor, wenn ich sie nach der Arbeit zufällig und unverhofft im Treppenhaus antreffe. Schnell drehe ich den Kopf weg. Der Blick aus dem Fenster auf die umliegenden perfekt gepflanzten Bäume ist exzellent. Man kann sich nicht beklagen. Die Turac-Meier AG bietet nur das Beste. Makelloser grauer Teppichboden, in Reih und Glied gepflanzte Ahornbäume und eine scheinbar nicht lärmbelastende Baustelle direkt vor unseren Wohnungsblöcken. Ich schüttele meinen Kopf, um den aufkeimenden Ärger zu unterdrücken. Einige Strähnen meiner stacheligen Haare fallen mir in die Stirn und verdecken meine Sicht auf das milchige Glas und die gezähmte Natur dahinter. Ich massiere mir mit einer Hand den Nacken. Gleichzeitig wende ich den Blick wieder den hereinkommenden Menschen zu. Da erblicke ich eine junge Frau. Sie steht neben der Eingangstür und schaut die Sitzreihen an. Sie trägt lässig eine braune Tasche über der Schulter. Sie passt so gar nicht ins Bild. Sie schlendert nach vorn. Der Krawattenträger mustert das junge Ding argwöhnisch, als sie sich ihm nähert. Da setzt sie ein engelgleiches Lächeln auf und streckt dem Mann ihre Hand hin. Ich höre ihre Worte nicht. Im Raum herrscht ein beständiger Lärm, der nur durch die Blonde neben mir übertönt wird. Obwohl ich das Gespräch nicht mithören kann, glaube ich zu verstehen, worum es geht. Die junge Schwarzhaarige nimmt einen Block hervor. Der

Mann im Anzug erbleicht kurz, lächelt dann aber sein schönstes Businesslächeln. Er scheint sich über die Aufmerksamkeit dieser Dame zu freuen. Sie notiert etwas auf ihrem Block, hält diesen umständlich mitsamt der Tasche in der Hand. Dann macht sie sich auf zu einem Sitz in der vordersten Reihe.

Jetzt beginnt die Veranstaltung.

Mehrere Männer in Anzügen stehen hinter dem Rednerpult. Sie erteilen sich gegenseitig das Wort. Alles, was sie sagen, tönt wunderbar. Positiv und mit einem guten Schuss Fremdwörter. Man kann gar nicht anders, als ihnen Glauben zu schenken. Ich reisse meinen Blick von der Szene los. Es war sinnlos herzukommen – ich ärgere mich doch nur. Ein Mann mit Glatze erzählt von einer ganz neuen Strategie der Lärmverhütung. So sollen die Anwohner optimal geschützt werden. Wer's glaubt. Im Grunde genommen heisst das nur: Lärm – unerträglicher Lärm. In den nächsten zwei Jahren wird vor unserer Nase ein grosses Firmengebäude umgebaut. Ich werde die Fenster tagsüber nicht mehr öffnen können und dann ist da der Staub. Und der Dreck. Und der Lärm. Ich schaue zur Schwarzhaarigen hinüber. Sie hat eine Brille aufgesetzt und sieht nun regelrecht seriös aus. Sie kritzelt aufmerksam Wörter auf ihren Block. Ich beobachte sie unauffällig aus dem Augenwinkel. Sie sieht konzentriert aus und doch lächelt sie immer wieder. Aber es ist kein Businesslächeln. Es scheint mir eher so, als würde sie die Informationsveranstaltung für nicht ganz voll nehmen – wie ich. Eine Zirkusvorstellung. Sie hebt den Kopf und blickt in meine Richtung. Ich kann meinen Blick nicht abwenden – obwohl das nun angebracht wäre. Schliesslich darf man jemand anderen nicht zu lange anschauen, sonst denkt der noch, man wolle etwas von ihm – oder von ihr. Will ich etwas von ihr? Sie kneift die Augenbrauen zusammen. Nun habe ich sie wohl verwirrt, in dem ich sie angestarrt habe. Doch da lächelt sie plötzlich. Ein Lächeln, das man sogar in den Augen widergespiegelt sieht – ein echtes. Dann schaut sie wieder nach vorne und widmet sich dem Rednerpult. Auch ich sehe wieder auf die Krawattenträger, aber ohne dass ich ihnen zuhören würde. Meine Gedanken schweifen ab – hin zu der jungen Frau. Inmitten dieses Raumes fühle ich mich plötzlich nicht mehr so allein.

Luisa Aeberhard

Stilles Schauspiel

„Wo bist du?“, schreie ich vom Fenster auf die Strasse und fühle einen Kloss im Hals. Ich flüstere ein zweites „Wo bist du?“ Keine Antwort. Die Strasse füllt sich langsam mit Menschen. Ein buntes Treiben. Hetzende Männer in Anzügen. Mutter und Kind halten vor dem Supermarkt. Ein junges Paar schaut sich die dekorierten Schaufenster an. Ihre Gesichter spiegeln sich darin. Du und ich? Nein, nur Einbildung. „Bis heute Abend, Schatz.“ Er steht im Türrahmen und lächelt. Ich höre die Tür ins Schloss fallen. Zurück bleibt ein Duft von frisch gewaschenem Haar und Vetiver. Ich sauge ihn ein und schliesse die Augen. Weshalb ist Jean nicht Alexander? Wo ist Alexander?

Ich habe Alexander nicht mehr getroffen. Funkstille. Keine zufällige Begegnung auf der Strasse. Suchte Tag für Tag nach ihm. Vergebens. Spielst du wie ich ein falsches Spiel? Belügst du sie? Antworte mir! Wo bist du? Ich suche nach dir, bis ich fündig werde. Der Sieg gehört mir.

Ich verlasse die Wohnung und gehe vorbei am Einkaufszentrum Lafayette bis zur Métrostation. „Mesdames et messieurs, veuillez rester derrière la ligne.“ Tunnel. Licht. Tunnel. Jardin du Luxembourg.

Studenten liegen auf der Wiese. Der Springbrunnen spuckt kein Wasser aus. Suche weiter nach ihm. „Bist du hier?“ Gib endlich auf und zeig dich!

Alexander sitzt im Parkcafé. Seine Füße scharren im Kies sodass Staub aufwirbelt. Seine Gesichtszüge sind angespannt. Ihm gegenüber sitzt eine Frau mit rotem Haar. Das ist sie, die Neue. Seine Spielgefährtin. Sie hat einen kleinen Spiegel vor sich und kontrolliert ihre Frisur. Er hält zuerst nach dem Kellner Ausschau, dann wirft er ihr einen Blick zu. Sie legt den Spiegel auf den Tisch und schaut gleichgültig den Passanten nach. Eine alte Dame nimmt neben mir auf der Parkbank Platz. Sie streicht ihrem Spitz übers Fell und lächelt mich an. Die Tür öffnet automatisch und der Kellner erscheint mit einem Tablett. „Eine Crème brulée für Madame und einen Capuccino für Monsieur.“ Zwischen ihnen herrscht noch immer Schweigen. Er schlürft seinen Cappuccino und formt mit den Füßen einen Haufen aus Kieselsteinen. Seine Begleiterin tupft ihre Mundwinkel mit einer Serviette ab. Der Spitz ist ungeduldig. Ein Bellen lässt mich zusammenzucken. Sein Frauchen schaut etwas geniert und steht auf. Sie verabschiedet sich nicht mit einem „Adieu“, nur ein hastiges Lächeln huscht

über ihr Gesicht. Er bezahlt und gibt ein Trinkgeld. Sie sitzen noch immer auf den gepolsterten Klappstühlen. Sie stützt die Ellbogen auf und starrt in die Ferne.

Die Lichter der Parklaternen gehen an, sodass ich das stille Schauspiel wieder besser verfolgen kann. Inzwischen sind alle anderen Gäste gegangen. Sie wissen nichts von meiner Anwesenheit. Sie merken nicht, dass ich sie heimlich beobachte. Ich bin ihr Publikum. Sie sind die Schauspieler im grellen Licht der Laternen. Ich, der einzige Zuschauer. Sie, die Hauptdarsteller.

Weiss Alexander davon, dass ich ihn umgarne? Er ist bereits im Netz der Jägerin. Strampelt unruhig, versucht sich zu befreien. Alexander schaut nervös um sich. „Wo bist du?“

Samuel Dietrich

Der Augenblick

Ihre Blicke gleiten über uns hinweg, sie sehen uns und doch sehen sie uns nicht. Ihre Augen sind ausdruckslos und die Mienen starr. Ich spüre wieder die Verzweiflung und die Hoffnungslosigkeit in mir aufwallen. Ich blicke in ihre Gesichter, versuche ihnen meine Gefühle mitzuteilen und eine einzige Frage zu stellen. Warum? Warum tut ihr das?

In dem Moment ertönt ein ohrenbetäubendes Krachen, alle zucken zusammen und drängen sich in die dem Geräusch entgegengesetzte Richtung. Meine Ohren dröhnen, und mein Herz schlägt so schnell, dass ich das Gefühl habe, mich übergeben zu müssen. Körper pressen sich an Körper, versuchen sich an mir vorbei zu quetschen, doch wohin? Es gibt kein Entrinnen vor dem Käfig und noch weniger vor dem Schicksal. Es wird das passieren, was sie wollen. Nichts geschieht ohne ihre Kontrolle, nichts ohne ihre Aufsicht.

Die kalten Gitterstäbe drücken in meine Seite und ich versuche mich wegzubewegen, doch ich kann nicht. Der Raum ist zu klein und unsere Anzahl zu groß. Man kann die Angst riechen und die rasenden Herzen spüren. Ein erneutes Krachen ertönt und ich zucke wieder zusammen. Im vorderen Bereich bricht ein Tumult aus und es sind Schreie zu hören. Wieder bewegen sich die Körper und drängen nun panisch in den hinteren Teil des Raums. Der Geruch von Urin und Angst ist übermächtig und ich muss würgen. Neben mir gibt eine Kleinere dem Drängen der Masse nach. Sie geht zu Boden und verschwindet aus meinem Blickfeld, als sich die Menge weiter schiebt und einfach über sie hinweg trampelt. Ich fange an zu schreien und versuche mich durch die Masse zu drängen, hin zu der Stelle, wo sie verschwunden ist, doch es ist zwecklos.

Draußen, auf der anderen Seite der Gitterstäbe, rufen sie sich gegenseitig etwas zu, dann nimmt einer von ihnen eine Stange, mit der er auf diejenigen von uns einsticht, die sich gegen die Gitter drücken. Ich rufe ihm zu, dass er aufhören soll und dass wir uns nicht bewegen können. Meine Stimme vermischt sich mit den dutzenden Anderen um mich herum, die nach Hilfe schreien. Doch sie blicken nur emotionslos an uns vorbei, als ob sie uns nicht hören könnten. Als ob sie uns nicht sehen könnten. Als ob sie nicht fühlen könnten.

In dem Moment bekomme ich einen Schlag gegen den Brustkorb. Ein stechender Schmerz durchfährt mich und meine Augen fangen an zu tränen. Er steht vor mir am Gitter und sieht genervt, beinahe gelangweilt aus. Er ruft den anderen irgendetwas zu, die zu lachen beginnen. Es ist, als ob sie unsere Panik nicht spüren könnten. Oder als ob sie sie nicht spüren wollten. Er wischt sich die Haare aus dem Gesicht, dann hebt er den Stab für einen weiteren Hieb. Ein Laut der Angst entfährt mir und ich werde zu einem der drängenden Körper, die versuchen, den Schlägen zu entgehen. Plötzlich ertönt ein lautes Kreischen und die Gittertüren im vorderen Bereich öffnen sich. Ich will nur noch den Hieben entgehen und folge den Anderen in Richtung Ausgang. Dabei stolpere ich über irgendetwas und als ich mich umblicke, sehe ich den kleinen, leblosen Körper und weiß sofort, wer es ist. Trauer steigt in mir auf. Ich blicke in ihre braunen Augen, die in die Ferne starren und mir wird etwas klar. Irgendwann, früher oder später wird uns alle dasselbe Schicksal ereilen.

Ich bleibe einen Moment zu lange stehen und bekomme einen weiteren Schlag auf den Rücken. In dem Moment fühle ich wie etwas in mir zerbricht und meine Kraft schwindet.

Ich spüre das ganze Gewicht unseres Daseins, das mit jedem Tag neue Erniedrigungen bringt. Sie machen mich zu dem, was ich nicht bin und niemals sein wollte. Zu einer willenlosen Maschine, deren einziger Lebenssinn darin besteht zu fressen, Anweisungen zu befolgen, und dabei zuzusehen, wie man sich selbst allmählich verliert, bis nichts mehr übrig ist als eine fleischige Hülle.

Ich versuche einen Schritt nach vorne zu machen, doch meine Beine geben unter mir nach und ich sacke zu Boden. Kurz darauf jagt ein elektrischer Schlag durch mich hindurch und meine Muskeln werden wieder aktiv. Ich mache einen Satz nach vorne und stolpere hinter den anderen her in einen langen Gang. Er führt über eine Laderampe in einen engen, rechteckigen Raum. Die Rampe quietscht, hebt sich und hüllt uns in Dunkelheit. Dann beginnt der Boden zu vibrieren und ich kann ein lautes Brummen von draußen hören. Es fällt mir schwer zu atmen, so fest werden wir aneinander gepresst. Die anderen fangen wieder an zu rufen, nach irgendetwas, nach irgendjemanden, doch ich starre nur in die Dunkelheit, ohne wirklich etwas wahrnehmen. Das einzige, was ich vor mir sehe, ist der schutzlose Körper der Kleinen, ihre rosigen, spitzen Ohren, ihre flache Schnauze, ihre braunen Augen und der geringelte Schwanz.

Carolina Sogno

Vom Winde verklimpert

Dicke Schneeflocken flogen mir ins Gesicht und liessen sich auf meinen frisch getuschten Wimpern nieder, während ich warm eingepackt in meinem dicken Wintermantel durch die verschneiten Strassen von Vimmerby ging. Bereits vier Monate lang zog es mich quer durch Schweden; von Norden nach Süden, genau wie die Zugvögel. Im Grunde genommen war ich ein Zugvogel. Die Flügel immer ausgebreitet, nur selten am Ruhen und getrieben von Fernweh. Ich bog in die Hauptstrasse ein, die gefüllt war mit Menschen. Aus der Ferne konnte ich fröhliche Weihnachtslieder hören, die immer näher kamen, zu Gesang wurden und sich schliesslich als einen Umzug von Mädchen in langen, weissen Röcken enthüllte. Auf Ihren Köpfen trugen sie Kränze aus Preiselbeerzweigen, geschmückt mit brennenden Kerzen, genau so, wie es mir meine Grossmutter Ingrid oft erzählt hatte, als ich noch klein war. Ich tastete nach der Kette, die sie mir hinterlassen hatte, als sie verstorben ist. Die vielen kleinen Metallplättchen klimperten und vermischten sich mit dem Hall der Weihnachtslieder dieses 13. Dezembers, dem Luciafest. Ingrid liebte die schwedische Weihnachtszeit und ich tat es auch. Der Umzug war inzwischen an mir vorbeigezogen und die Weihnachtslieder waren kaum mehr zu hören. Ich merkte, wie mir kalt wurde und stapfte durch den Schnee zum „Choklad“, meinem Lieblingscafé. Mir wehte Stimmengewirr und der Geruch von frischem Kladdkaka entgegen, als ich zur Tür hineintrat. Es war einer der Orte, wo ich vom Zugvogel zum Stubenkätzchen wurde, wo ich ruhen konnte und meine Flügel anlegen konnte, ohne vom ewigen Fernweh geplagt zu werden. Ich sass schon eine ganze Weile an meinem Tisch, als sich ein alter Mann mit kurzen grauen Haaren und frechen blauen Augen zu mir setzte. „God dag!“, begrüsstete ich ihn. Er schwieg. Sein Gesicht war faltig, doch seine kleinen Augen leuchteten wie die Kerzen auf den Köpfen der Mädchen am Luciaumzug. Er musterte mich und ich hielt seinem Blick stand. Keiner sagte etwas, bis ich mich schliesslich etwas über den Tisch beugte und fragte: „Soll ich Ihnen etwas bestellen?“ Der alte Mann schüttelte langsam den Kopf und ich lehnte mich wieder zurück. Die glitzernden Augen des Herrn ruhten weiter auf mir und musterten mich. Er schien an irgendetwas Halt zu suchen, und schliesslich verhakte sich sein Blick an meinem Hals. „Die Kette!“, ging es mir durch den Kopf. Ich stutzte und tastete nach ihr. Es klimperte und in meinem Kopf begannen sofort die Weihnachtslieder der Strassen Vimmerbys zu hallen. Ich hörte entfernt die Gesänge der Luciakinder. „Eine wunderschöne Kette haben sie da“, sagte er schliesslich. Seine

Stimme war tief und rau. „Wissen Sie,“, fuhr er fort, „ich kannte jemanden mit solch einer Kette – jemanden, den ich sehr mochte. Aber das ist schon lange her.“ Ich wusste nicht was ich sagen sollte. „Sie erinnern mich an sie. Sie hat gelächelt wie Sie, sich bewegt wie Sie und sah genau so wunderschön aus wie Sie.“ Wieder folgte eine lange Pause. „ Sie sind doch wohl nicht etwa die Enkelin von Ingrid Andersson?“ flüsterte er mir leise zu. „Doch, die bin ich tatsächlich, die Kette hat sie mir vererbt.“ antwortete ich ihm und wartete gespannt auf seine Reaktion. „Unglaublich, das gibt es ja gar nicht! - Na dann, ich bin Erik“, stellte er sich mir vor und seine Augen leuchteten noch heller auf, während seine Mundwinkel ein grosses, herzliches Lächeln formten.

Diese Begegnung ist nun genau drei Jahre her. Ich stampfe durch den meterhohen Schnee in den Stassen Vimmerbys. Dicke Schneeflocken fliegen mir ins Gesicht und lassen sich auf meinen frisch getuschten Wimpern nieder. Ich bin auf dem Weg zu Eriks Restaurant „Fjäril“. Ich öffne die Tür, trete ein und der weisse Raum mit den rot kariert bezogenen Stühlen leuchtet im Schein des Mondes auf. „Was für ein schönes Werk, das wir geschaffen haben!“, denke ich und meine Kette klimpert in einem leichten Windstoss. Ich habe mit Erik das alte Restaurant renoviert und wir haben es zwei Jahre lang miteinander betrieben. Aus der Besenkammer hole ich ein Schild hervor und schreibe darauf „Wegen Ruhetag geschlossen“ - Ich lösche das Licht, schliesse die Tür und stapfe über die kleinen verschneiten Gassen zum Friedhof, wo ich ans Grab von Erik trete. Der Wind weht, meine Kette klimpert und ich kann abermals die Klänge der Luciakinder hören. Oma Ingrid hat mich zu dem gebracht, wofür ich bestimmt war - zum Leben im Hier und Jetzt. In Eriks Restaurant habe ich ein Nest gefunden, in dem meine Flügel ruhen können, denn er hat mir gezeigt, wo ich hingehöre. Mein Fernweh ist verklungen wie das Klimpern meiner Kette im Winterwind von Vimmerby.